

Wer weniger hat, ist früher tot

von Alban Knecht und Philipp Catterfeld

(Zuerst erschienen in der *Esslinger Zeitung* vom 28./29.1.2012, S. 33)

Zugang über: <http://www.albanknecht.de/publikationen.html>

Permanente Adresse der akt. Version:

http://www.albanknecht.de/publikationen/Abnehmende_Lebenserwartung_Rentner.pdf

Im Dezember 2011 konnte man in der Zeitung lesen, dass die Lebenserwartung von Geringverdienern in den letzten zehn Jahren um zwei Jahre zurückgegangen ist. Die Bundesregierung dementierte umgehend, obwohl sie die Daten selbst geliefert hatte. Zuvor hatte der Bundestagsabgeordnete Matthias W. Birkwald (Die Linke) eine Anfrage an die Regierung hinsichtlich der Erhöhung des Renteneintrittsalters auf 67 Jahre gestellt. Er argumentierte, dass nur zehn Prozent derjenigen, die 65 werden, sozialversicherungspflichtig arbeiten. Die Heraufsetzung des Rentenalters führe nur dazu, dass die Rentner, die sowieso schon vorzeitig in Rente gehen, noch geringere Renten beziehen werden. Für die 384-seitige Antwort nutzte die Bundesregierung unter anderem Daten der Deutschen Rentenversicherung. Daraus gingen zwei Fakten hervor: Der Unterschied der Lebensdauer von Rentnern mit überdurchschnittlicher Rente und solchen mit geringer Rente beträgt mindestens vier Jahre zugunsten der Besserverdienenden. Das ist Fachleuten seit langem bekannt. Neu und skandalverdächtig ist die Tatsache, dass Rentner mit geringer Rente 2010 durchschnittlich schon mit 75,5 Jahren anstatt wie 2001 erst mit 77,5 Jahren sterben. Mit anderen Worten: Geringverdiener sterben früher.

Eigentlich rechnet man in Westeuropa fest mit einer Steigerung der Lebenserwartung. Im Schnitt leben hier alle um sechs bis acht Jahre

länger als 1970. Allerdings gab es in Großbritannien schon mal Ende der 80er Jahre eine rückläufige Lebenserwartung der Geringverdiener. Während der Thatcher-Regierung stieg die Ungleichheit zwischen arm und reich stark an. Die Kürzungs- und Sparpolitik führte dazu, dass eine Zeit lang überproportional viele betroffene Menschen im Alter von 15 bis 40 Jahren starben.

Wie kommt es zu diesen Unterschieden in der Lebenserwartung? Die medizinische Versorgung hat daran nur einen kleinen Anteil. Die Medizin entfaltet eine lebensverlängernde Wirkung insbesondere dann, wenn der Körper schon vom Leben gezeichnet ist – bei den einen früher, bei den anderen später. Der führende britische Forscher zu gesundheitlicher Ungleichheit Richard Wilkinson erklärt das so: „Um die Bedeutung der medizinischen Versorgung im Verhältnis zur allgemeinem Krankheitslast zu verstehen, muss man sich ihre Funktion wie die eines Armeesanktärkorps vorstellen. Natürlich ist eine gute medizinische Versorgung im Ernstfall unabdingbar. Wenn man aber wissen will, ob die Anzahl der Verluste in einem Krieg groß oder klein ist, dann muss man sich die Umstände der Schlacht anschauen, nicht das Sanitätskorps. Bezogen auf die Gesellschaft als Ganzes sind die Umstände einer Schlacht, die den allgemeinen Gesundheitszustand erklären, die Umstände des sozialen und ökonomischen Lebens.“ Die Unterschiede in der

Lebenserwartung zwischen arm und reich ergeben sich also aus den unterschiedlichen Lebensbedingungen Armer und Reicher.

Eine Möglichkeit, den Zusammenhang zwischen Lebensbedingungen und Lebenserwartungen zu erklären, bieten Stressmodelle. Das Anforderungs-Kontroll-Modell von Robert Karasek und Törres Theorell besagt, dass hohe Anforderungen in der Arbeit bei gleichzeitig geringen Entscheidungs- und Kontrollmöglichkeiten zu chronischem Stress führen. Unter Druck wenig oder keine Gestaltungsmöglichkeiten zu haben, wirkt belastend. Nach einem anderen Modell, jenem von Johannes Siegrist, ist es die anhaltende Verausgabung bei nicht angemessener Belohnung, die Stress verursacht. Siegrist unterscheidet drei Arten von Belohnung: Geld, Anerkennung und Aufstiegschancen. Empirische Untersuchungen konnten beide Modelle bestätigen. Die Modelle lassen sich auch auf die Situation von Arbeitslosen übertragen. Je länger Menschen arbeitslos bleiben, je weniger sie ihre Situation ändern können, je prekärer ihre finanzielle Situation, desto größer ist ihr Risiko zu erkranken oder sogar zu sterben. Auswertungen von Krankenkassendaten ergaben, dass von 100 000 durchgängig Berufstätigen in den drei Folgejahren 277, von 100 000, die ein bis zwei Jahre arbeitslos waren 463, und von 100 000, die länger arbeitslos waren, 965 Menschen starben.

Warum? Ärmere Menschen trinken und rauchen auch mehr. Gerne sieht man darin die Verfehlungen einer „undisziplinierten Unterschicht“. Besser versteht man den Drogenkonsum – auch von Alkohol und Nikotin –, wenn man in ihm einen unglücklichen Kompensationsmechanismus in Stresssituationen sieht: Wer gestresst ist, greift zu Bier, Zigaretten, Kuchen. Und natürlich wirkt der übermäßige Konsum all dieser Substanzen sich negativ auf den Gesundheitszustand der Konsumenten aus. Tatsächlich macht dauerhafter Stress aber auch unmittelbar krank. Chronischer Stress verursacht auch ohne die negativen Effekte von Alkohol, Nikotin, Zucker und Fett Herz-Kreislaufkrankungen wie Arterienverkalkung, Herzinfarkt und Schlaganfall. Mit 45 Prozent sind Herz-Kreislaufkrankheiten in Deutsch-

land die häufigste Todesursache.

Eine gesündere Gesellschaft wäre auf jeden Fall eine stressfreiere Gesellschaft. Wobei es vor allem darum geht, chronischen und dauerhaften Stress zu vermeiden. Die Betroffenen hätten die Chance ihr Schicksal zu ändern, wenn sie größere Kontroll- und Gestaltungsmöglichkeit hätten. Dazu müssten Langzeitarbeitslose wieder einen ihnen gemäßen Job finden, Fließbandarbeiter und Lagerarbeiter besser verdienen oder kürzer arbeiten, von Mobbing Bedrohte es einfacher haben, ihren Arbeitsplatz zu wechseln, fernpendelnde Familienmütter oder -väter wieder in der Nähe ihrer Familien arbeiten und überforderte Alleinerziehende mehr zeitlichen Spielraum bekommen. Wer sich wie auch immer dauerhaftem Stress durch konkrete Veränderungen entzieht, erhöht seine statistische Lebenserwartung.

Vermutlich könnte man eine solche positive Flexibilisierung von Arbeits- und Lebenswelten vor allem durch ein größeres Selbstbewusstsein, höhere Bildung, besser Beratung, Therapieangebote und vieles andere in dieser Richtung mehr erreichen. Das ließe sich durch einen infrastrukturellen Ausbau des Sozialstaats erreichen. Es kann ja nicht sein, dass der wohlhabendere Teil unserer Gesellschaft mithilfe von Ayurveda, Psychoanalyse und Wellness ihren Management- und Kreativstress abzuschütteln versucht, während andere zwischen Fließband, Babywindel und Fernsehgerät an aus Hoffnungslosigkeit entstandenem Dauerstress leiden.

Wünschenswert wäre es, wenn der Staat durch allgemein wirksame Maßnahmen den Stress in der Bevölkerung reduzieren könnte – aber auch da sollte es Grenzen geben. In Juli Zehs Roman „Corpus Delicti“, in dem eine utopische Gesundheitsgesellschaft beschrieben wird, muss jeder jeden Tag ein gewisses Pensum auf seinem Hometrainer abstrampeln, Partnerschaften müssen genetischen Anforderungen genügen. Im Grunde eine Art Gesundheitsfaschismus, der das Präventionsprinzip verabsolutiert. Sport ist hier nicht Vergnügen, sondern gesellschaftliche Pflicht, Raucher werden als Verbrecher gegen die Volksgesundheit verfolgt.

Die Sozialepidemiologen Richard Wilkin-

son und Kate Pickett zeigen anhand von weltweiten Vergleichen, dass je größer die Kluft zwischen Arm und Reich ist, desto niedriger ist die durchschnittliche Lebenserwartung einer Gesellschaft. Gründe dafür sind höhere Kriminalität, der geringe gesellschaftliche Zusammenhalt und wahrscheinlich größerer sozialer Stress. Deutschland ist ein Land mit einer ungleichen Vermögensverteilung: Fünf Prozent besitzen 46 Prozent des Vermögens, 27 Prozent besitzen gar nichts. Jüngst hat die OECD-Studie „Divided We Stand“ gezeigt, dass diese Unterschiede in den letzten zwanzig Jahren zugenommen haben. Hier könnte also ein Grund dafür zu finden sein, weshalb Rentner heute jünger sterben als noch vor zehn Jahren. Durch Umverteilung, durch eine Verringerung der Kluft zwischen Arm und Reich könnte mehr gesundheitliche Gleichheit relativ einfach erreicht werden.

In einer Gesellschaft, in der die Unterschiede immer größer werden, wird auch Geld immer wichtiger. Das Mithalten-Müssen mit dem Nachbarn kann zu einer eigenen Quelle von Stress werden. Gesünder wäre eine Gesellschaft, die versuchen würde, allen Menschen für Ihre Bemühungen Anerkennung zukommen zu lassen. Tatsächlich herrscht ein anderer Trend vor: Die oberen Schichten, die Angst um den Erhalt ihres sozialen Status hat, grenzt sich ab, indem sie Arbeitslose und Arme schlecht redet: Obwohl Arbeitslosigkeit offensichtlich ein gesamtgesellschaftliches Phänomen ist, wird die Schuld daran individualisiert: „Drückeberger“ aus der „neuen Unterschicht“ sind faul und wollen nicht arbeiten. Diese Interpretation der Dinge kann für die Betroffenen eine zusätzliche Belastung darstellen.

In vielen Teilen der Gesellschaft ist die Verbindung zwischen Geld und Anerkennung noch vorhanden. Doch gerade nach der Finanzkrise sträuben sich auch immer mehr Menschen gegen diese Koppelung. Reichtum wird immer weniger mittels Leistung erworben. Reiche scheinen einfach nur Glück gehabt zu haben. Weiterhin anerkannt werden Innovation, Kreativität, Ausdauer, Leistung und fairer, nachhaltiger Erfolg. Verantwortungslos erworbenes Geld ist nicht mehr alles. Auf die Finanzkrise folgt auch

eine Sinnkrise des Kapitalismus', eine Anerkennungskrise. Bezeichnenderweise untergrub ein Bankkredit die Anerkennung des Bundespräsidenten Wulff. Königsgleiche Anerkennung hingegen genießt immer noch Altbundeskanzler Helmut Schmidt. Sturmflut Hamburg 1962 oder die Flugzeugentführung nach Mogadischu 1977 – es gibt wohl keinen Deutschen, dem man einen vernünftigeren Umgang mit Stress zutraut. Und das immer noch – mit 93! Damit steht Schmidt an der Spitze eines Trends – obwohl er raucht.

Je mehr Gesundheit planbar erscheint, desto mehr wird ein langes Leben selbst zum Prestigeobjekt. So beschreibt es auch Gary Shteyngart in seinem jüngst erschienenen Zukunftsroman *Super Sad True Love Story*. Die Hauptfigur Lenny verkauft lebensverlängernde Maßnahmen: Wer viel Geld hat, der kann sich mit Zellkuren ein ewiges Leben kaufen. Kein Wunder, dass Lenny sich gleichzeitig mit niedrigen Verkaufszahlen, schlechten Blutwerten und Beziehungsproblemen rumschlägt, und dabei auch noch den Eindruck hat, den Anforderungen der Gesellschaft nicht zu entsprechen.

Wer heute Utopien entwirft, der erkennt, dass der Schutz der Gesundheit und des Lebens selbst mehr und mehr zu einer Aufgabe des Selbstmanagements wird. Anstatt gesunde Lebensbedingungen für alle zu schaffen, soll jeder für sein gutes und langes Leben alleine kämpfen. Dabei stehen auch Menschen, die in einer ungesunden Umgebung versuchen gesund zu bleiben, unter Stress. Eine positive Utopie sieht anders aus. In dem Roman „Ökotopia“ von Ernest Callenbach, der eine 70er-Jahre-Kuschel-Utopie skizziert, wird jeder ganz in seinem Mensch-Sein und mit all seinen Bedürfnissen anerkannt. Natürlich sind dort auch die Einkommensungleichheiten klein, und die Gesundheit ist kein großes Thema.